
Postmigrantische Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität

Erol Yildiz

Es ist an der Zeit, das Verhältnis zwischen Migration, Stadt und Urbanität neu zu denken. Immer neue, ausgefeilte Analysen des Verhältnisses von Mehrheit und Minderheit, Einheimischen oder Zugewanderten helfen hier nicht weiter, wirken sogar kontraproduktiv. Solche Gegensätze schaffen ihre eigene Normalität und werden der Vielheit des urbanen Zusammenlebens nicht ansatzweise gerecht. Für einen alltagsnahen Zugang gilt es, die Aufmerksamkeit auf die urbane Lebenswirklichkeit zu richten, auf Alltagspraktiken, Perspektiven, Ideen und Visionen, die *Migration* nicht allein zum Forschungsgegenstand, sondern *zum Ausgangspunkt des Denkens* machen. Dies erfordert zugleich ein anderes Herangehen, einen *kontrapunktischen Blick*, wie ihn Edward Said (1994) vorgeschlagen hat.¹ Etablierte Gewissheiten werden gegen den Strich gelesen, hegemoniale Vorstellungen aus der Perspektive und Erfahrung von Migration dekonstruiert – eine Perspektive, die sich in geistiger Nähe zur Foucaultschen Genealogie oder zu ideologiekritischen Ansätzen der postkolonialen Theorien bewegt. Diesen kontrapunktischen Blick auf Migration nenne ich *postmigrantisch*. Der Fokus richtet sich dabei auf Verschrän-

-
- 1 Um die Beziehungen zwischen Konstrukten von „Orient“ und „Okzident“ zu analysieren und gleichzeitig zu irritieren, schlägt Edward Said eine Lesart vor, die er als „kontrapunktisch“ bezeichnet (Said 1994, S. 66). „Beginnen wir damit, das kulturelle Archiv nicht als univokes Phänomen neu zu lesen, sondern *kontrapunktisch*, mit dem Bewusstsein der Gleichzeitigkeit der metropolitanischen Geschichte, die erzählt wird, und jener anderen Geschichten, gegen die (und im Verein mit denen) der Herrschaftsdiskurs agiert.“ (1994, S. 92) – „Deshalb müssen wir die großen kanonischen Texte, ja vielleicht das ganze Archiv der modernen und vormodernen europäischen und amerikanischen Kultur mit dem Vorsatz lesen, alles, was in solchen Werken stumm, nur marginal präsent oder ideologisch verzerrt dargestellt ist, herauszustellen, zu bezeichnen und ihm Nachdruck und Stimme zu verleihen.“ (Said 1994, S. 112).

kungen, Überschneidungen, Übergänge und geteilte Geschichten, aus denen sich die Diversität urbaner Lebenswirklichkeiten erschließt.

Vor allem drei zentrale Aspekte machen die postmigrantische Idee aus: *Erstens* geht es um die Relevanz einer Neuerzählung der ‚Gastarbeitergeschichte‘. *Zweitens* wird der Versuch unternommen, die Migrationsforschung aus ihrer Sonderrolle zu befreien und sie als Gesellschaftsanalyse zu etablieren und *drittens* richtet sich die Aufmerksamkeit auf urbane Verortungspraxen von Angehörigen der zweiten und dritten Migrationsgeneration, die nicht über die gleichen Migrationserfahrungen verfügen wie ihre Eltern oder Großeltern, die aber begonnen haben, ihre eigenen Geschichten zu erzählen.

Im vorliegenden Beitrag werden grundlegende Denkmuster beleuchtet, auf denen der restriktive Umgang mit Migration gründet, um im Anschluss die Idee des Postmigrantischen zu entfalten und das Verhältnis zwischen Migration, Stadt und Urbanität aus dieser Perspektive neu zu lesen.

Urbane Mythen

Wie das Verhältnis zwischen Migration, Stadt und Urbanität thematisiert wird, hängt wesentlich von den Prämissen ab, die wir zugrunde legen. Jede Forschung ist davon abhängig, welche Fragen wie gestellt werden. Die Art der Fragestellung spielt für alle weiteren Beobachtungen und Analysen stets eine tragende Rolle. Mit ihr legen wir fest, was wir sehen – und was wir übersehen, denn Sehen und Wahrnehmen sind aktive Handlungen. Aus einer Perspektive der Sesshaftigkeit kann Migration als problematische Randerscheinung betrachtet werden. Aus einer Perspektive, die Bewegung zum Ausgangspunkt des Denkens macht, rückt Migration dagegen als integrativer Bestandteil urbaner Entwicklungen in den Blick. Stadtgeschichten können als Migrationsgeschichten gelesen werden.

Der Begriff der Mobilität ist im Zuge der globalen Vernetzung zwar zu neuen Ehren gekommen, Flexibilität wird permanent als Erfordernis unserer globalisierten Welt beschworen. Transnationale Migration und Zuwanderung wird aber weiterhin mit Misstrauen und Ablehnung begegnet. Nahezu unreflektiert erstreckt sich der argwöhnische Blick auch auf Stadtviertel oder Straßenzüge, die sichtbar von Migration geprägt sind, und in denen inzwischen die Nachkommen von Zugewanderten bereits in der dritten Generation leben und arbeiten. Schnell werden solche Quartiere als Problemviertel abgetan, geraten langfristig in Verruf. Die Lebenswirklichkeit solcher Stadtviertel gilt als ‚entgleist‘, wird durch negative

Abweichung von der Mehrheitsgesellschaft als Parallelgesellschaften charakterisiert². Der Begriff Mehrheitsgesellschaft bezeichnet dabei eine nicht weiter definierte, inhärente Norm. Aus dieser Sicht erscheinen diese Stadtteile „als Horte versammelter Regellosigkeit, Abweichung und Anomie“, wie Loic Wacquant in Bezug auf die öffentliche Repräsentation amerikanischer Ghettos festgestellt hat (1998, S. 21).

Hier offenbart sich eine wie selbstverständlich praktizierte Doppelmoral: Bei der *einheimischen* Bevölkerung werden Phänomene von Mobilität, Individualisierung und Diversität als Zeichen globaler Orientierung gelobt, bei der *mehrheimischen* Bevölkerung aber, die ja zu den mobilen Bevölkerungsgruppen gehört, als Nachteile gewertet. Das führt schließlich dazu, dass die konstitutive Bedeutung von Migration für das urbane Leben aus dem Blick gerät (vgl. Yildiz/Mattauch 2009). Im Zeichen weltweiter Öffnungsprozesse werden flexible Lebensentwürfe und Zugehörigkeiten der *Einheimischen* paradoxerweise als Selbstverständlichkeit, als Normalität, die Mobilität von Zugewanderten jedoch als problematisch erachtet. Anders gesagt, zwischen Migration und Mobilität wird eine hierarchische Trennung vorgenommen. Auf dieser Grundannahme haben sich getrennte Diskurse entwickelt, die sich konkret auf den urbanen Alltag auswirken.

Diesem Denkmuster ungleicher Mobilität entspricht eine paradoxe Auffassung von Diversität. Während Vielfalt in vielen Wirtschafts- und Lebensbereichen zunehmend als vorteilhaft und wünschenswert gilt, wird auch hier eine strikte Abgrenzung vorgenommen. „Vielfalt ja, aber bitte ohne Muslime, ohne Roma, ohne Armen und am besten ganz ohne ‚fremde Kulturkreise‘.“ (Forouthan 2014, S. 37). Migrationsbezogene Entwicklungen erscheinen eher als Abweichung von der hegemonialen Normalität, wie es beispielsweise im restriktiven Umgang mit Mehrsprachigkeit zum Ausdruck kommt:

„Bilinguale Menschen hupfen häufig zwischen den Sprachen hin und her. Ein Satz beginnt in der Muttersprache und endet auf Deutsch. Wenn das französische Diplomatenkind so etwas macht, finden das alle charmant. Wenn der türkische Migrant das tut, wird es fast schon als Anschlag auf den ganzen deutschsprachigen Kulturkreis gedeutet. Dabei sind solche neuen Mischformen ganz normal.“ (Brodnig 2010, S. 12)

Der eingeeengte Blick auf gesellschaftliche Phänomene von Mobilität erkennt die gesellschaftsverändernde Kraft von Migrationsbewegungen, ihren konstitutiven Beitrag zur Stadtentwicklung. Stattdessen wird ein gesellschaftliches Rezeptwissen (re)produziert, das alle weiteren Beobachtungen kanalisiert und als Wegweiser der

2 Übersehen wird dabei, dass Städte immer schon durch eine „gleichzeitige Existenz von Differentem und Nebeneinander von Vielfalt“ zu charakterisieren sind (Krämer-Badoni (2002, S. 59).

Wahrnehmung dient. Dieses Wissen hat einen geradezu mythologischen Status erlangt. Gesellschaftliche Normalität wird definiert, soziale Phantasien nach dem Muster *Wir* und *die Anderen* weitertradiert – eine Art *Migrationsdispositiv* (vgl. Foucault 1978). Auf dieser Basis formieren sich gesellschaftliche Machtverhältnisse.

Zur Idee des Postmigrantischen

Der Postmigrationsdiskurs hat im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren zunehmend an Relevanz gewonnen (vgl. Yildiz 2010; Yildiz/Hill 2015). Dabei handelt es sich nicht um eine neue Fachdisziplin, sondern um eine Geisteshaltung, eine *widerständige Praxis* der Wissensproduktion. Es ist eine Perspektive, die eine erkenntnistheoretische Wende im Migrationskontext einleitet. Migration wird nicht mehr als Sonderobjekt der Forschung, als gesellschaftliches Randphänomen betrachtet, sondern ins Zentrum gerückt und zum *Ausgangspunkt* weiterer Analysen gemacht (vgl. Bojadzijev/Römhild 2015, S. 10ff.).

Was bedeutet das *Post-* in *postmigrantisch*? Nicht einfach ein chronologisches Danach, sondern ein Überwinden von Denkmustern, das Neudenken des gesamten Feldes, in welches der Migrationsdiskurs eingebettet ist. In diesem Sinn handelt es sich durchaus um eine epistemologische Wende, einen radikalen Bruch mit der Grundprämisse des herkömmlichen Migrationsdiskurses und seiner kategorischen Trennung zwischen „Migrant“ und „Nichtmigrant“, Migration und Sesshaftigkeit. Dies lässt herkömmliche Differenzauffassungen fragwürdig erscheinen, fördert neue Kombinationen zu tage. Wenn Migration zum paradigmatischen Ausgangspunkt wird, rücken bisher marginalisierte Wissensarten und Praktiken in den Fokus. Dies verlangt nach einer radikalen Revision etablierter Definitionen von historischer Normalität, bedeutet zugleich, Phänomene, Entwicklungen und Geschichten zusammenzudenken, die für gewöhnlich isoliert betrachtet wurden und andere auseinander zu halten, die bisher gleichgesetzt wurden.

Geschichten aus der Perspektive und Erfahrung von Migration zu erzählen und dabei marginalisiertes und weithin ignoriertes Wissen sichtbar zu machen, ist eine widerständige Praxis, die für das postmigrantische Denken von zentraler Bedeutung ist. Es ist eine *kontrapunktische Deutung* gesellschaftlicher Verhältnisse.

Ein postmigrantischer Zugang in der Migrations- und Urbanitätsforschung führt weg von ethnisch bzw. migrantisch sortierten Theorien und weitet den Blick auf die Gesamtgesellschaft. Migrationsforschung muss sich folglich aus ihrer Sonderrolle befreien und sich als *Gesellschaftsanalyse* etablieren, eine Forschungsrichtung, in der Migration als Perspektive und nicht als Gegenstand betrachtet wird. „Was fehlt,

ist nicht noch mehr Forschung über Migration, sondern eine von ihr ausgehende reflexive Perspektive, mit der sich neue Einsichten in die umkämpften Schauplätze ‚Gesellschaft‘ und ‚Kultur‘ gewinnen lassen.“ (Römhild 2014, S. 263)

Das Postmigrantische fungiert damit als eine Analysekategorie für soziale Situationen von Mobilität und Diversität, macht Brüche, Mehrdeutigkeit und marginalisierte Erinnerungen sichtbar, die nicht am Rande der Gesellschaft anzusiedeln sind, sondern zentrale gesellschaftliche Verhältnisse zum Ausdruck bringen. Durch seine irritierende Wirkung schafft dieser neue Zugang auch eine kritische Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen. Das Postmigrantische versteht sich zugleich als ein Kampfbegriff gegen Migrantisierung und Marginalisierung von Menschen, die sich selbst als integralen Bestandteil der Stadtgesellschaft sehen, gegen einen öffentlichen Diskurs, der Migrationsgeschichten weiterhin als spezifische historische Ausnahmeerscheinungen behandelt und dabei eine Trennung zwischen *einheimischer Normalität* und *zugewanderten Problemen* vornimmt.

Eine andere Art des Sehens

Die Öffnung der Orte zur Welt

In der globalisierten Gegenwart erfahren wir eine *Öffnung der Orte zur Welt* (vgl. Yildiz 2010). In unserem Alltag mischen sich unterschiedlichste und widersprüchliche Elemente, die in einem weltweiten Kommunikationszusammenhang stehen. Globale Bezüge gehören zur Alltagsnormalität. Es scheint nicht mehr möglich, diese Diversität und Vielschichtigkeit zu einem einheitlichen Gebilde zusammenzufügen. Unsere komplexen Lebenswirklichkeiten gleichen dem, was Edward Said (1990) „atonales Ensemble“ nannte: radikale Vielheit, Mehrdeutigkeit, Ambivalenz und Widersprüche kennzeichnen die urbane Situation.

Mobilität wird zum Zeichen der Zeit, Bewegung aus unterschiedlichsten Motiven zum Lebensentwurf, ob zeitweise oder dauerhaft. In der globalisierten Gegenwart erfahren Phänomene wie Sesshaftigkeit und Mobilität einen Wandel. So entstehen Räume, die uns *vor Ort translokale* Perspektiven und Möglichkeiten eröffnen. Jede dritte Biographie in Großstädten ist mittlerweile von Migration geprägt. Lokale Geschichten sind heutzutage immer eingebettet in weltweite Zusammenhänge. Infolge geographischer Mobilität haben wir Verwandte oder Bekannte in verschiedenen Ländern, fast alle Lebensläufe weisen auf den zweiten Blick weltweite Bezüge auf – ein alltäglicher Kosmopolitismus, der oft übersehen wird. So entstehen individuelle *Soziosphären* in der globalisierten Welt: „Menschen bewohnen soziale Sphären,

die nebeneinander bestehen und sich räumlich überschneiden, aber grundlegend verschiedene Horizonte und Zeit-Spannen besitzen.“ (Albrow 1997, S. 303)

Für eine Neuerzählung der Migrationsgeschichte

Es ist an der Zeit, Geschichte aus der Sicht der Migration zu rekonstruieren und dabei ihre gesellschaftsbewegende Kraft und Dynamik in den Blick zu rücken. Menschen, die als so genannte Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter Anfang der 1960er Jahre nach Deutschland, Österreich oder in die Schweiz kamen, sind – wie aus alten Dokumentationen unschwer geschlussfolgert werden kann – als Vorboten einer Transnationalisierung vor Ort zu betrachten. Um sich in den Ankunftsgesellschaften zu positionieren, sahen sie sich unter prekären Lebensbedingungen gezwungen, neue Wege und Umwege zu beschreiten. Im Laufe der Zeit entwickelten sie grenzüberschreitende Verbindungen und Strategien, aktivierten ein Mobilitätswissen, das situativ für ihre gesellschaftlichen Verortungsprozesse genutzt werden konnte.

Angesichts der öffentlichen Abwertung ihrer Lebensumstände blieb vielen Zugewanderten auch nichts anderes übrig, als sich über lokale Beschränkungen hinaus zu orientieren. Die Bahnhöfe, in denen sie sich in den 1960er Jahren mit der Hoffnung trafen, Bekannte aus ihren Herkunftsorten zu sehen, Neuigkeiten von ihren Familien und Nachbarn zu erfahren, wandelten sich zu Schnittpunkten transnationaler Bezüge. Dort fanden Begegnungen statt, entstanden neue Verbindungen und Kommunikationsräume. Es entwickelten sich Infrastrukturen, Formen der Mobilität und informelle Netzwerke, die den Nachzug weiterer Menschen ermöglichten. Mit Hilfe grenzüberschreitender Verbindungen wurden Transnationalisierungsprozesse in Gang gesetzt und auf diese Weise praktisch eine *Globalisierung von unten* vorangetrieben. Solche Mobilitätsgeschichten werden jetzt von den Nachfahren der Gastarbeitergeneration neu erzählt und mit familiären Erfahrungen und Zukunftsentwürfen verknüpft.

Es sind *Zwischenräume*, in denen weltweite Querverbindungen zusammenlaufen und sich zu Alltagskontexten verdichten, es sind *Transtopien* (vgl. Yildiz 2015, S. 32ff.) – reale und imaginäre Orte zugleich, die sich aus Herkunfts- und Ankunftsräumen bilden.

Stadt ist Migration – Stadt der Vielen

„Ach Wien, ohne uns Fremde, Migranten, Zugewanderte, hättest Du weder Vergangenheit noch Zukunft“, konnte man vor Jahren auf einem Plakat in Wiener U-Bahn-Stationen lesen. Besser lässt sich das komplexe Verhältnis zwischen Migration, Stadt und Urbanität kaum auf den Punkt bringen.

Grenzüberschreitende Migrationsbewegungen im Zuge der Industrialisierung haben Städte zu Großstädten gemacht. Stadtentwicklung, Urbanität, die Öffnung alltäglicher Lebenswelten wäre ohne Migration nicht denkbar. Sozialhistorische Studien legen nahe, dass Sesshaftigkeit über mehrere Generationen hinweg ein Mythos ist. Mobilitätserfahrungen und die damit verbundene Diversität haben das urbane Leben immer geprägt (vgl. Yildiz 2013; Bukow 2010), Stadtgeschichten sind immer auch Migrationsgeschichten (vgl. Baumeister/Sturm-Martin 2007, S. 5).

Inzwischen besteht in den Sozial- und Kulturwissenschaften ein gewisser Konsens darüber, dass Migration historisch gesehen als urbane Normalität zu betrachten ist und jede Geschichte des Menschen und der Städte auch als eine Geschichte von Bewegung und Wanderung dargestellt werden kann. Dies gilt umso mehr in Zeiten globaler Vernetzung durch die rasante Entwicklung von Informations- und Transporttechnologien, in denen Globales und Lokales aufeinander trifft und zu immer neuen Verbindungen führt: eine Öffnung der Orte zur Welt.

Urbanisierung ist schon immer einhergegangen mit dem Zuzug von Menschen, die neue Ideen, Sichtweisen und Impulse mitbrachten (vgl. dazu ausführlich Yildiz 2013, S. 45ff.). Um die historisch gewachsene Vielfalt der Städte aus den ‚Archiven des Schweigens‘ zu holen, brauchen wir einen neuen Fokus der Aufmerksamkeit, einen alltagsnahen Zugang zu städtischen Lebenswirklichkeiten und Verortungspraxen und ihren vielschichtigen, sich überlagernden und differenten Wirklichkeitskonstruktionen.

Städte waren und sind kulturelle Kontaktzonen, Transiträume und Knotenpunkte von Migrationsbewegungen. Eine Vielzahl lokaler und globaler Phänomene, kultureller Elemente, Milieus und religiöser Konfessionen treffen in urbanen Räumen aufeinander und verdichten sich dort zu lokalen Strukturen. Urbane Räume werden zu Plattformen, auf denen sich die unterschiedlichsten Bewegungen von Menschen, Waren, Bildern, Informationen und Ideen überlagern und durchkreuzen – urbane Orte, an denen diverse und widersprüchliche Perspektiven und Differenzen aufeinander treffen, sich neue lokale Logiken entfalten und auf diese Weise eigensinnige urbane Geographien erzeugt werden (vgl. Prigge 1997, S. 53).

Angesichts der Möglichkeiten, die solche weltweiten Verbindungen im urbanen Alltag bieten, erscheinen die vielerorts verschärften Grenzen der Nationalstaaten und die damit einhergehenden Kontrolle von Mobilität, Diskriminierung und Ras-

sismen, die Migration zu unterbinden suchen, als ein „kontrafaktisches Postulat“ (Hahn 2003, S. 41).

Urban Upcycling

Über Jahrhunderte wurde Stadtentwicklung von unterschiedlichen Migrationsbewegungen vorangetrieben. Die Arbeitsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg war eine Phase, die viele Städte besonders nachhaltig veränderte. Auch zur Gegenwart der Städte gehört Bewegung im räumlichen, sozialen und mentalen Sinn, eine Mobilität, die weder linear noch harmonisch ist, die aber Geschichte und Lebenswirklichkeit von Städten bestimmt.

Der konstitutive Zusammenhang von Migration und Urbanität gelangt jedoch nur selten in den Fokus politischer und medialer Aufmerksamkeit. Die *erfolgreiche urbane Praxis* scheint ein blinder Fleck der öffentlichen Wahrnehmung, hat bis heute keine Anerkennung gefunden. Angesichts dieser Auslassungen gilt es, bisher marginalisierte Perspektiven und Diskurse, die eine entdramatisierende Sicht auf das urbane Zusammenleben eröffnen, in den Mittelpunkt zu rücken.

Beispielsweise ist die in der Öffentlichkeit weitverbreitete Rede über Parallelgesellschaften schon aus strukturellen Gründen ein Mythos, der jedoch den öffentlichen Migrations- und Urbanitätsdiskurs bis heute weitgehend geprägt hat. Denn urbane Lebenswirklichkeiten motivieren, ja nötigen Menschen sogar auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlichen Zusammenhängen zum Austausch. Netzwerke des Handelns, der Gastronomie und andere Unternehmungen verbinden die Quartiere mit dem städtischen Umfeld – gerade in migrationsgeprägten Stadtteilen über nationale Grenzen hinaus. Es zeigt sich, dass nur wenige Bewohnerinnen und Bewohner im jeweiligen Viertel geboren und aufgewachsen sind und längst nicht alle Zugezogenen für immer an Ort und Stelle bleiben. Das urbane Leben folgt zum großen Teil einer unspektakulären pragmatischen Praxis, die sich am konkreten Umfeld und sozialen Erfahrungskontexten orientiert und durch die gerade Zugewanderte und deren Nachkommen in weltweite Verbindungen eingebettet sind. Sie werden im Straßenbild sichtbar, organisieren in vielen Städten einen Großteil der gewerblichen Infrastruktur, tragen durch ihre sozialen, kulturellen und ökonomischen Aktivitäten wesentlich zur urbanen Lebensqualität bei.

Die Großstadt Köln ist ein gutes Beispiel dafür, wie Migration nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend das Gesicht der Städte geprägt und eine Vielfalt hervorgebracht hat, ohne die Köln und viele andere Städte heute kaum vorstellbar wären. In manchen Stadtteilen haben Migrationsbewegungen besondere Spuren hinter-

lassen und wesentlich zur Öffnung, Pluralisierung und damit zur Lebensqualität beigetragen (vgl. Orywal 2007).

Köln bezeichnet sich gern als die nördlichste Stadt Italiens. Tatsächlich finden sich in Stadtbild, Geschäftsstrukturen und Straßenleben zahlreiche Hinweise auf einen ‚mediterranen‘ Einfluss. Viele Beispiele zeigen, wie erfolgreich die Zugewanderten trotz restriktiver Bedingungen und struktureller Barrieren waren. Schon angesichts der Tatsache, dass unter den Zugewanderten die Arbeitslosigkeit doppelt so hoch und die allgemeine Qualifikation nur halb so hoch war, kann die Entwicklung migrationsgeprägter Stadtteile als eine Erfolgsgeschichte gelesen werden.

Obwohl politisch unerwünscht, ließen sich viele Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter dauerhaft nieder und versuchten unter rechtlich erschwerten Bedingungen, sich in den Städten zu verorten, neue Räume zu schaffen und zu gestalten. In Köln bezogen sie in den 1970er Jahren als Gewerbetreibende leerstehende Ladenzeilen in Stadtvierteln, die im Zuge ökonomischer Umstrukturierung und Deindustrialisierung von einheimischen Unternehmern verlassen worden waren. Mit ihren quaternahen Geschäften brachten sie wieder Leben auf die Straßen und trugen entscheidend zur Sanierung heruntergekommener urbaner Räume bei, die von Stadtplanern längst aufgegeben worden waren. In vielen Straßenzügen reihen sich nun gastronomische Betriebe, Dienstleister und Einzelhandelsgeschäfte mit Angeboten aus aller Welt aneinander. Als ein Paradebeispiel von vielen kann die Kölner Keupstraße gelten. Zugleich steht sie auch für die Ambivalenz, mit der migrationsgeprägte Stadtteile bis heute wahrgenommen werden. Lange haftete dieser Straße ein schlechter Ruf an (vgl. dazu ausführlich Yildiz/Bukow 2002; Jonuz/Schulze 2011). Entstanden als Arbeiterviertel nach dem Zweiten Weltkrieg, entvölkert durch Deindustrialisierung und wiederbelebt durch Zugewanderte, die aus der Not eine Tugend machten und zahlreiche Geschäfte eröffneten, die längst über die Stadtgrenzen hinaus eine breite Kundschaft anziehen, bietet sie heute ein attraktives Bild.

Migrationsgeprägte Stadtviertel weisen oftmals eine besser funktionierende Infrastruktur auf, ökonomische Nischen werden mit zahlreichen Unternehmen besetzt und durch Eigeninitiative Aufstiegschancen geschaffen (vgl. Yildiz/Mat-tausch 2009). Da weder eine Niederlassung der Zugewanderten noch ihre ökonomische Einbindung in die Gesellschaft politisch vorgesehen waren, kann man ihre Unternehmensgründungen als ein *Ankommen auf eigene Rechnung* betrachten. Als ökonomische Selbstintegration, die unter schwierigen Bedingungen als Überlebensstrategie organisiert werden musste, kann sie bereits ‚ante litteram‘ als Teil einer postmigrantischen Praxis gelten.

Urbane Lebenswirklichkeiten als migrationssoziologisches Experiment: Durch Migration geprägte Quartiere oder Straßenzüge sind nicht als Abbild einer ‚Her-

kunstkultur‘ zu verstehen, sondern als ein lokal-spezifisches Arrangement, das die Mobilität der Bewohnerschaft abbildet, ein Sinnbild für Urbanität. Ökonomische Strategien werden entfaltet, unterschiedliche kulturelle Elemente miteinander kombiniert, neue Traditionen erfunden. Die kleinen und mittelständischen Unternehmer orientieren sich am Geschmack ihrer Kundinnen und Kunden vor Ort. Die Läden und Lokale mit ihrer Angebotspalette und ihren Dekorationen bieten dem Besucher ein scheinbar orientalisches Bild. Sie sind ein Zugeständnis an die deutschen Vorstellungen von *Orient* oder *Mittelmeerkultur*, es sind Inszenierungen, in denen sich die unterschiedlichsten Elemente zu einer neuen, urbanen Tradition verbinden. Diese Mischung von Lokalität und Globalität macht die großstädtische Alltagswirklichkeit aus.

Sie spiegelt das wider, was vielfach als transkulturelle Praxis bezeichnet wird: sich mehrfach überlagernde und kreuzende soziale und kulturelle Erfahrungen. Grenzüberschreitende ökonomische, soziale und kulturelle Elemente und Netzwerke werden aktiviert und zu neuen Strukturen, Kommunikationsformen und Lebensentwürfen verbunden.

Postmigrantische Generationen und Urbanität

In Bezug auf die zweite und dritte Migrationsgeneration, die selbst nicht eingewandert, sondern in den Ankunftsländern geboren und aufgewachsen ist, hat sich in den letzten Jahren die Wortschöpfung *Migrationshintergrund* durchgesetzt. Die mit einem solchen Etikett versehen werden, reagieren oft verärgert. Da diese offizielle Benennungspraxis latent mit Fragen von (mangelnder) Zugehörigkeit verknüpft ist, wird sie als Zumutung empfunden und zum Gegenstand permanenter Auseinandersetzung. Immer wieder treten *Einheimische* ihnen als selbsternannte Experten in Herkunftsdingen gegenüber, fragen hartnäckig nach den *eigentlichen Wurzeln*³, statt sich mit Antworten zu begnügen, die nicht ihrer Erwartung entsprechen. Als wollten sie diesem viel beschworenen Migrationshintergrund auf die Schliche kommen. Wenn sich eine Person, deren Eltern oder Großeltern zugewandert ist,

3 In enger Verbindung mit dem Integrationsdiskurs hat sich im Laufe der Zeit dieser *Wurzeldiskurs* etabliert. Die *fremden Wurzeln* von Menschen, die in Köln, Frankfurt oder Wien geboren und aufgewachsen sind, erfreuen sich eines anhaltenden medialen Interesses: „Jeder zweite junge Hamburger hat fremde Wurzeln“ (*Hamburger Abendblatt*, 27. 9. 2014); „Jeder Fünfte wurzelt im Ausland“ *Kleine Zeitung*, 29. 07. 2014); „Jedes zweite Baby in Hagen hat fremde Wurzeln“ (*ZK Zukunftskinder*, 28. 9. 2011); „Dass türkische Schüler so viel schlechter dastehen als andere, liegt nicht per se an den Wurzeln“ (*Die Presse am Sonntag*, 11. Mai 2014).

etwa als Kölnerin oder als Kölner bezeichnet, weil er oder sie in dieser Stadt aufgewachsen ist, wird diese Aussage häufig als Ausflucht oder Ironie gedeutet. Es könnte ja sein, dass sich dahinter Probleme mit der *eigentlichen Herkunft* verbergen, dass man einer ehrlichen Antwort nur ausweichen will. Immer wieder findet sich die zweite oder dritte Generation in solchen Befragungssituationen wieder: „Woher kommst du?“, „Fühlst du dich wohl bei uns?“ Oder verwundert: „Du lebst ja wie wir“, manchmal auch lobend: „Sie sprechen aber gut Deutsch!“

Der Autor Feridun Zaimoglu geht spöttisch an solche Herkunftsdialektale heran und kontert: „Meine Sippe stammt ursprünglich aus der Krim, sie gehörten zum Volk der kriegerischen Tataren. Die nächste Generation, also meine Eltern, sind schon in der Türkei geboren. Und ich bin ein orientalischer Deutscher.“ (Zaimoglu 2000, S. 18)

Spott, Ironie und Parodie sind postmigrantische Strategien mit subversiver Wirkung. Der provokante Name „Kanak Attak“ signalisiert dies auf besondere Weise – ein loses Bündnis der postmigrantischen Generation in Deutschland, eine Art sozialer Bewegung, die aus dem Schimpfwort ‚Kanak‘ mittels ironischer Umdeutung eine positive Selbstdefinition gemacht hat. Durch diese Umdeutung werden Räume des Widerstands geschaffen, erfolgt eine kreative Auseinandersetzung mit dem vorherrschenden Wissen, in der Absicht, seine Dominanzstrategien zu entlarven. Kanak Attak selbst weist alle Zuschreibungen und Formen der Identitätspolitik zurück, die aus einer hegemonialen Benennungspraxis resultieren. Für sie ist das Bündnis eine Frage der Haltung, nicht der Herkunft (vgl. Manifest Kanak Attak: http://www.kanak-attak.de/ka/about/manif_deu.html). Ein weiteres Beispiel von vielen für das Unterlaufen von offiziellen Zuschreibungen mittels ironischer Umdeutung ist das Weblog „Migrantenstadl 2.0.“ Das Selbstverständnis der Autorinnen und Autoren liest sich so:

„Wenn wir sagen, wir leben in einem Migrantenstadl oder wenn wir sagen, wir erzählen Geschichten aus dem Migrantenstadl, dann sind das ebensolche Geschichten mitten aus der Gesellschaft im Hier und Jetzt. Für das Migrantenstadl steht die Selbstbezeichnung ‚Migrant‘ letztlich für eine oppositionelle Figur, die die herrschenden Denk- und Funktionslogiken konterkariert.“ (Önder 2013, S. 367)

Auch das postmigrantische Theater in Berlin-Kreuzberg, Ballhaus Naunynstraße⁴ sieht sich innerhalb der hiesigen Theaterlandschaft eher als Bruchstelle und als

4 Im Jahr 2008 wurde das Ballhaus Naunynstraße in Berlin-Kreuzberg unter der künstlerischen Leitung von Shermin Langhoff als „postmigrantisches Theater“ wiedereröffnet. Seitdem ist diese Bezeichnung populär geworden und fungiert das Ballhaus als Plattform für postmigrantische Ideen (www.ballhausnaunynstrasse.de)

alternatives Konzept zu herkömmlichen Begriffen von Hochkultur. Es versteht sich als ein translokales Theater und sucht nach kreativen Neuerungen, Horizont-erweiterungen, interessiert sich für biographische Umbrüche und marginalisierte Erinnerungen. „Ich glaube, dass jede gebrochene Biographie, sei es durch Migration oder andere Umstände, ein gewisses Potential birgt“, so Shermin Langhoff, ehemals künstlerische Leiterin, die das Selbstverständnis des *postmigrantischen Theaters* in Berlin wesentlich geprägt hat. Mit diesem Begriff geht es ihr vor allem um Geschichten und Perspektiven derer, die keine Migrationserfahrungen im klassischen Sinne aufweisen, den Migrationshintergrund aber als Wissen und kulturelles Kapital mitbringen. In den im Ballhaus inszenierten Stücken wird bewusst mit Klischees und Stigmatisierung gespielt. Neue Bilder und Lesarten zeichnen sich ab, postmigrantische Strategien werden als Mittel des Empowerment verstanden.

Längst hat sich eine neue Szene junger LiteratInnen, KabarettistInnen, KünstlerInnen und FilmemacherInnen entwickelt, die Erfahrungen und Geschichten der Migration aus ihrer Sicht neu erzählen, ohne sie zwingend postmigrantisch zu nennen. In der Erfolgskomödie „Almanya – Willkommen in Deutschland“ (2011) hat die Regisseurin Yasemin Samdereli Fragen von Heimat und Zugehörigkeit in einer deutsch-türkischen Familie über drei Generationen hinweg auf humoristische Weise zum Thema gemacht. Dieser Film kann als Beispiel dafür gelten, wie klassische Zuschreibungen auf den Kopf gestellt und mit altvertrauten Bildern gespielt wird. Auch eine ständig wachsende Comedy-Szene lebt inzwischen von der spöttischen Neuinszenierung beliebter Culture-Clash-Klischees.

Strategien der Umkehrung negativer Zuschreibungen und deren ironische Umdeutung, wie sie in den oben genannten Beispielen exemplarisch zum Ausdruck kommen, hat Stuart Hall Transkodierung genannt – eine Aneignung und Re-Interpretation bestehender Begriffe und Wissensinhalte (vgl. Hall 1994, S. 158).

Durch solche und andere Verortungspraxen werden *mehrheimische* lokale Räume geschaffen, in denen unterschiedliche Traditionen, Erinnerungen und Erfahrungen kombiniert und kultiviert werden. Das Leben zwischen Kulturen und Welten wird nicht als Identitätsdefizit oder schizophrene Situation betrachtet, sondern positiv in Szene gesetzt: das *Dazwischen als eine Art sozialer Praxis, als Transtopie* (vgl. Yildiz 2016). Gerade die Fähigkeit, zwischen oder in unterschiedlichen Welten denken und handeln und daraus neue Ideen entwickeln zu können, macht die besondere Kompetenz in der weltoffenen Stadt, genauer gesagt, ihrer Bewohnerinnen und Bewohner aus.

Indem die nachkommenden Generationen ihre Lebensgeschichten neu erzählen, neue Perspektiven aufzeigen, sich mit den Lebensbedingungen vor Ort auseinandersetzen und negative Zuschreibungen unterlaufen, schaffen sie ihre eigenen urbanen Räume, *Transtopien*, in denen lokale mit grenzüberschreitenden

Elementen verknüpft werden und sich Unterschiede und Widersprüche zu urbanen Strukturen und Kommunikationsformen verdichten. Es sind also auch Räume im kognitiven Sinn: Denkräume, virtuelle Räume und postmigrantische Lebensentwürfe. Solche Transtopien sind Orte des Übergangs, an denen marginalisierte Akteure und Wissensarten ins Zentrum der Betrachtung rücken. Es sind Orte, an denen herrschende Normen in Frage gestellt und eine andere urbane Selbstverständlichkeit entfaltet wird.

Fazit

Migration zum *Ausgangspunkt* des Denkens zu machen bedeutet auch, sich von einem „methodologischen Nationalismus“ (Glick-Schiller 2014, S. 158ff.) zu verabschieden, das hegemoniale Diktat der Sesshaftigkeit in Frage zu stellen und den Blick auf urbanen Wandel zu richten. „Die Bewegung ist eben nicht etwa eine Abweichung von der Sesshaftigkeit, sondern Normalzustand und gleichzeitig notwendige Voraussetzung von Subjektivität.“ (Terkessidis 2015, S. 96).

Eine postmigrantische Perspektive suspendiert soziale Sortierungen, die auf binären Kategorien beruhen und rückt dafür hybride, mehrdeutige Entwicklungen ins Blickfeld, ohne jedoch Dominanzverhältnisse und strukturelle Barrieren zu übersehen.

Für die Stadt- und Urbanitätsforschung bedeutet dies, das Verhältnis zwischen Migration und Urbanität neu zu lesen. Lenkt man den Fokus auf die urbane Wirklichkeit, werden Lebensentwürfe, Verortungspraxen, Geschichten und neue Genealogien der Gegenwart, jenseits nationaler Narrative und Polarisierungen, sichtbar.

Hier geht es um eine urbane Bewegung, die räumlich wie zeitlich entfernte Regionen, Kulturen, Lebensformen und Lebensentwürfe auf lokaler Ebene miteinander verknüpft. „Großstädte und Stadtteile als Bewegungs- und Durchgangsräume – das sind nicht bloß neue Metaphern in den Kulturwissenschaften, sondern pragmatische Perspektiven einer Zeit, in der immer mehr Menschen unterwegs und über kurz oder lang auf ‚Zwischenstation‘ sind.“ (Mattausch-Yildiz 2011, S. 64) Dabei entstehen *urbane Transtopien*, die unterschiedlich gelagerte, weltweit gespannte Elemente in die lokale Alltagspraxis übersetzen, eine Perspektive, die für die zukünftige Forschung neue Ideen liefern und neue Horizonte eröffnen kann.

Literatur

- Albrow, M. (1997). Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt. In: U. Beck (Hrsg.), *Kinder der Freiheit* (S. 288-314). Frankfurt a. M.
- Baumeister, M. & Sturm-Martin, I. (2007). Migration und urbaner Wandel im 20. Jahrhundert. In: *Information zur modernen Stadtgeschichte (IMS): Schwerpunkt: Stadt und Migration*, 2/2007, S. 5-9.
- Bojadzije, M. & Römhild, R. (2015). Was kommt nach dem „transnational turn“? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung. In: *Berliner Blätter* 65/2014: Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung, S. 10-24.
- Brodnig, I. (2010). Du bist Bombe! *FALTER* 18/10 v. 05.05.2010, S. 12.
- Bukow, W.-D. (2010). Urbanes Zusammenleben. Studien zum Umgang mit migrationspezifischer Mobilität in der europäischen Stadtgesellschaft. Wiesbaden.
- Bukow, W.-D. & Yildiz, E. (2002). Der Wandel von Quartieren in der metropoliten Gesellschaft am Beispiel Keupstraße in Köln oder: Eine verkannte Entwicklung? In: W.-D. Bukow & E. Yildiz (Hrsg.), *Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Stadt gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell?* (S. 81-111). Opladen.
- Foucault, M. (1978). Historisches Wissen der Kämpfe und Macht. In: M. Foucault: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin.
- Foroutan, N. (2013). Beyond Integration? Postmigrantische Perspektiven in Deutschland. In: *Dokumentation der Tagung „Migrations- und Integrationspolitik heute“*, 22. November 2013 Berlin (Rat für Migration und Jüdisches Museum Berlin). S. 35-45.
- Glick-Schiller, N. (2014). Das transnationale Migrationsparadigma: Globale Perspektiven auf die Migrationsforschung. In: B. Nieswad & H. Drotbohn (Hrsg.), *Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende der Migrationsforschung* (S. 153-178). Wiesbaden: Springer VS.
- Hahn, A. (2003). Inklusion und Exklusion. Zu Formen sozialer Grenzziehungen. In: T. Geisen & A. Karcher (Hrsg.), *Grenze: Sozial – Politisch – Kulturell. Ambivalenzen in den Prozessen der Entstehung und Veränderung von Grenzen* (S. 21-46). Frankfurt a. M./London.
- Hall, S. (1994). Das Spektakel des ‚Anderen‘. In: S. Hall: *Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften* 4 (S. 108-166). Hamburg.
- Orywal, E. (2007). Kölner Stammbaum. Zeitreise durch 2000 Jahre Migrationsgeschichte. Köln.
- Jonuz, E. & Schulze, E. (2011). Vielfalt als Motor städtischer Entwicklung. Das Beispiel der Keupstraße in Köln. In: W.-D. Bukow, G. Heck, E. Schulze & E. Yildiz (Hrsg.), *Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft* (S. 33-48). Wiesbaden.
- Kanak Attak Manifest (1998). In: http://www.kanak-attak.de/ka/about/manif_deu.html.
- Krämer-Badoni, T. (2002). Urbanität und gesellschaftliche Integration. In: W.-D. Bukow & E. Yildiz (Hrsg.), *Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Stadt gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell?* Opladen, S. 47-62.
- Mattausch-Yildiz, B. (2011). Stadt als Transitraum: Ein Blick hinter den Bronx-Mythos. In: W.-D. Bukow & E. Yildiz (Hrsg.), *Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Stadt gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell?* (S. 49-66). Opladen.
- Önder, T. (2013). Was sind Migrant/-innen anderes als babylonische Botschafter des Paradieses? *Migrantenstadl 2.0*, in: B. Dogramaci (Hrsg.), *Migration und künstlerische Produktion. Aktuelle Perspektiven* (S. 361-368). Bielefeld.

- Prigge, W. (1997). Wie urban ist der digitale Urbanismus? In: C. Maar & F. Rötzer (Hrsg.), *Virtual Cities. Die Neuerfindung der Stadt im Zeitalter der globalen Vernetzung* (S. 49-54). Basel.
- Römhild, R. (2015). Jenseits ethnischer Grenzen. Für eine postmigrantische Kultur- und Gesellschaftsforschung. In: E. Yildiz & M. Hill (Hrsg.), *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft* (S. 37-48). Bielefeld.
- Römhild, R. (2014). Diversität?! Postethnische Perspektiven für eine reflexive Migrationsforschung. In: B. Nieswand & H. Drotbohm (Hrsg.), *Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung* (S. 255-270). Wiesbaden: Springer.
- Said, E. W. (1994). *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*. Frankfurt am Main.
- Said, E. W. (1990). Figures, Configurations, Transfigurations. In: *Race & Class*, Nr. 1, S. 16-22.
- Wacquant, L. J. D. (1998). Drei irreführende Prämissen bei der Untersuchung der amerikanischen Ghettos. In: W. Heitmeyer, R. Dollase & O. Backes (Hrsg.), *Die Krise der Städte* (S. 194-210). Frankfurt a. M.
- Yildiz, E. (2016). Dazwischen als soziale Praxis. In: S. Bürkle (Hrsg.), *Migration von Räumen. Architektur und Identität im Kontext türkischer Remigration* (S. 140-161). Berlin.
- Yildiz, E. (2015). Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit. In: E. Yildiz & M. Hill (Hrsg.), *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft* (S. 19-36). Bielefeld.
- Yildiz, E. (2013). Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht. Bielefeld.
- Yildiz, E. (2010). Die Öffnung der Orte zur Welt und postmigrantische Lebensentwürfe. In: *SWS-Rundschau* (50.Jg.) Heft 3/2010, S. 318-339.
- Revue* 29/2006, S. 36-50.
- Yildiz, E. & Hill, M. (Hrsg.). (2015). *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft*. Bielefeld.
- Yildiz, E. & Mattausch, B. (Hrsg.). (2009). *Urban Recycling. Migration als Großstadt-Resource*. Basel/Boston/Berlin.
- Zaimoglu, F. (2000). Planet Germany, in: *Spiegelreporter* Nr. 2/2000, S. 18-27.

Migration, Stadt und Urbanität

Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer
Lebenswelten

Geisen, Th.; Riegel, C.; Yildiz, E. (Hrsg.)

2017, VIII, 499 S. 25 Abb., 10 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-13778-6